

Michael Düblin

Zwölf Runden

Fussballroman

verlag **die brotsuppe**

Michael Düblin

Zwölf Runden

Fussballroman

Erstling

verlag die brotsuppe

Eventuelle Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

In der Reihe ERSTLING veröffentlicht der verlag die brotsuppe das erste Buch von Autorinnen oder Autoren.

www.diebrotssuppe.com

ISBN 978-3-905689-24-2

Alle Rechte vorbehalten

© 2008, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne, Tel. 032 323 36 32

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne

Herstellung: Schwabe AG, Druckerei, MuttENZ/Basel

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Erste Runde | 7 |
| Zweite Runde | 13 |
| Dritte Runde | 26 |
| Vierte Runde | 40 |
| Fünfte Runde | 51 |
| Sechste Runde | 60 |
| Siebte Runde | 69 |
| Achte Runde | 94 |
| Neunte Runde | 110 |
| Zehnte Runde | 121 |
| Zehnte Runde, Verlängerung | 144 |
| Zehnte Runde, Slow Motion | 161 |
| Zehnte Runde, Nachspielzeit | 166 |
| Elfte Runde | 175 |
| Zwölfte Runde | 188 |
| Der Autor | 192 |

Erste Runde

Simon Bulk ist blond, klein und hässlich. In genau dieser Reihenfolge. Wäre ich derart blond, würde ich mir das Haar färben, um nicht aufzufallen. Normal blonde Menschen sind eben normalblond, also weder hell- noch dunkelblond. Simon Bulk aber ist aber in keiner Weise normalblond, sondern unfassbar hellblond. Geradezu leuchtend nordisch blond. Und dazu weissgesichtig. Richtiggehend ungesund, als ob nie ein Sonnenstrahl seine Haut gestreift hätte. Er ist bleich, nicht käsig, denn Käse hat einen Gelbton, Hartkäse auf jeden Fall. Simon Bulk ist ein typischer Nordmann, weissgesichtig und blond. Er wäre ein typischer Nordmann, hätte er die richtige Grösse. Die Leute vom Norden sind alle gross gewachsen. Blonde, weissgesichtige und gross gewachsene nordische Menschen. Simon Bulk aber ist klein. Wäre ich so klein, ich würde hohe Absätze tragen, um nicht aufzufallen. Simon Bulk ist ein blonder nordischer Kleinwüchsiger. Kleinwüchsig ist vielleicht übertrieben. Etwas kleiner als ich. Aber ich bin auch kein Nordmann. Als wollte er es selber auf die Spitze treiben, ist Simon Bulk auch noch hässlich. Wäre ich so hässlich, hätte ich mich längst einer Schönheitsoperation unterzogen und die grosse Zahnücke zwischen den Schaufeln schliessen lassen. Ich hätte meine Nase chirurgisch gerichtet und meine Ohren am Kopf festnähen lassen. Hätte ich getan, wenn ich wie Simon Bulk gewachsen wäre. Bin ich aber glücklicherweise nicht. Ich bin mittelgross, braunhaarig mit anliegenden Ohren und einer im Gesicht nicht auffallenden Nase.

Ich würde mich nicht als schön bezeichnen. Aber bestimmt auch nicht als hässlich. Ich werde nie einen Preis als Mister Universum gewinnen, aber auch nicht mit Quasimodo verwechselt.

Grundsätzlich hätte mir Simon Bulks Aussehen absolut gleichgültig sein können. Ich bin ja keine Frau, deshalb ist mir das Aussehen von anderen Männern ziemlich egal. Ich bin auch nicht schwul, obwohl man vermutlich nicht so schwul sein kann, um Simon Bulk lieben zu können. Also sollte mich der blonde, kleine, hässliche Nordmann eigentlich nicht aus der Fassung bringen. Wäre ich nicht Sportjournalist und Simon Bulk nicht gestern bei mir eingezogen.

Bestimmt ist es nicht immer möglich, sich seine Wohnpartner nach ihrem Aussehen auszusuchen. Ich habe ihn mir nur anders vorgestellt. So ziemlich. Als uns angekündigt wurde, unser Fussballklub habe sich nach Verstärkung aus dem Norden umgesehen, habe ich mir sofort ein Bild von diesem Burschen gemacht: blond – aber nicht so blond –, mit einem athletischen Körper, den es als Mittelstürmer der Kickers zweifellos braucht. So wie aber Simon Bulk daherkommt, rennen ihn die Gegner über den Haufen. Schmächting ist er nicht gerade. Klein und stämmig würde ich sagen. Und dann noch hässlich. Ein hässlicher Fussballer, der gestern bei mir eingezogen ist. Gerade noch rechtzeitig zum letzten Saisondrittel.

Nun, was soll's, dachte ich, wenn er schon mal hier ist, dann stelle ich ihn auch gleich Jo vor. Das war gestern Abend. Wir zeigten Simon Bulk die Stadt, dann führten wir ihn in unser Stammlokal auf ein Bier. In dieser Kneipe kann man auch prächtig bowlen.

Ich dachte, Jo würde kneifen, als ich ihr Simon morgens am Telefon geschildert hatte.

Sie fragte: «Wie ist der denn so?», und ich sagte: «Blond, klein und hässlich. In genau dieser Reihenfolge.»

Jo sagte: «Oh.» Sie sagt immer «oh», wenn sie nichts zu erwidern weiss. Was soll sie auch sagen. Sie hat sich ihn bestimmt auch blond – aber nicht so blond –, gross, athletisch und attraktiv vorgestellt. Habe ich ihr gegenüber erwähnt, er sei ein Nordmann? Wahrscheinlich habe ich das. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie sie «oh» sagte, als ich ihr seine Herkunft genannt hatte. Nicht, dass jetzt jeder denkt, Jo sage ständig nur «oh», so ist das nicht. Es sind nur diese Momente, wenn sie nichts erwidern kann, oder wenn sie sich irgendwas ausdenkt oder vorstellt. Vielleicht dachte sie: Nordmänner sind genau mein Typ. Sie könnte natürlich auch gedacht haben, Nordmänner sind gar nicht mein Typ. Vielleicht hat sie sich einfach gedacht, was soll denn so ein Nordmann sein? Schwede, Däne, Norweger, Finne? Ich hätte erwidert, Skandinavier eben, spielt das eine Rolle? Ich sagte es aber nicht, weil ich mir dann vermutlich einen ihrer gescheiterten Vorträge hätte anhören müssen, von wegen skandinavischer Handelszone, Sprachgrenzen und so fort. Darum sagte ich nichts.

Ich meine, ich hätte nichts gesagt, hätte sie gefragt, was denn ein Nordmann sei. Ich habe mir ja bloss vorgestellt, sie hätte es sich denken können, als sie «oh» gesagt hatte. Kompliziert manchmal, diese Frauen.

Wie neulich, als ich ihr eine sehr pragmatische Frage gestellt habe: «Willst du bei mir einziehen?» Ihre Antwort war genau dieses leise «oh» wie bei meiner Bemerkung, Simon Bulk sei ein Nordmann. Falls ich diese Bemerkung überhaupt gemacht habe.

Jo hatte mir erzählt, sie sei auf der Suche nach einer neuen Wohnung, sie müsse ausziehen, weil der ganze Strassenzug einer Umfahrungsstrasse weichen muss.

Ich stelle mir das ziemlich unangenehm vor, wenn der Ort, an dem man jahrelang gewohnt hat, plötzlich zu einer hässlichen Baugrube wird. Die Grube verschwindet dann irgendwann, aber das Haus, in dem man gewohnt hat, bleibt ebenfalls verschwunden. Für immer. Keine Erinnerung beim Besuch in der Gegend. Einfach weg. Ein Stück Leben aus dem Bewusstsein gerissen. Deshalb habe ich sie gefragt, ob sie bei mir wohnen wolle.

Das Haus, in dem sich meine Wohnung befindet, steht unter Denkmalschutz. Eine geschützte Erinnerung, was kann einem Besseres passieren? Aber Jo sagte nur «oh» und dann, einige Sekunden später: «Ich muss mir das noch überlegen. Danke, dass du gefragt hast.» «Bitte schön», hätte ich sagen können, sagte es aber nicht, weil mir diese Worte wahrscheinlich etwas sarkastisch über die Lippen gekommen wäre. Ich frage nicht jeden Tag jemanden, ob sie oder er bei mir einziehen will. Seltsamerweise tat ich es kurze Zeit darauf wieder. Nicht so direkt wie bei Jo. Ich bejahte einfach eine entsprechende Frage, auf die ich hätte schweigen sollen.

Diese Frage wurde anlässlich einer Pressekonferenz der Kickers gestellt. Die Klubleitung unter Präsident Rob Wallart hatte einen neuen Spieler verpflichtet. Der Name sagte mir da noch gar nichts, er war auch nicht anwesend, sondern erst auf dem Weg vom Polarkreis zu uns ins Herz von Europa. Meine Gedanken schweiften immer wieder ab zu Jos kurzem «oh» auf meine Frage, ob sie bei mir einziehen wolle. Der Transferchef erklärte den versammelten Presseleuten die Vorzüge der Neuverpflichtung und übergab danach das Wort an den Marketingleiter, dessen Name mir nie einfallen will. In Abwesenheit des Finanzchefs (wie viele Ämter in einem Klub wie dem unseren nötig sind, erstaunt mich immer wieder von Neuem) hatte er die fi-

nanzielle Seite zu vertreten. Am Schluss seiner Rede stellte er dann die bedeutende Frage, deren Antwort mein Leben bald darauf auf den Kopf stellen sollte. Die Frage, die ich nicht richtig mitbekommen hatte, drehte sich um das Problem der Unterkunft unserer zukünftigen Sturmspitze. Die Hotels der Stadt waren überfüllt, eine Fachmesse liess wie jedes Jahr um diese Zeit die gesamte Wohnungskapazität der Stadt wie zu heiss gewaschene Wolle eingehen.

Die Frage des Marketingchefs lautete (den genauen Wortlaut sollte ich erst später vom Spielerbetreuer erfahren): «Können Sie einen diesbezüglichen Aufruf starten, oder möchte jemand von den Anwesenden, wenigstens solange bis wir eine Lösung gefunden haben, Herrn Bulk bei sich aufnehmen?»

Das war als Scherz gemeint, doch ich, ganz in Gedanken an Wohnungen und Platz darin, machte den Fehler, den Finger wie ein Mittelschüler hochschliessen zu lassen und laut und klar zu sagen: «Ich habe noch Platz bei mir zuhause.»

Verhaltenes Lachen. Noch immer halb in Trance und etwas verwirrt ob des Gelächters schien mir eine Erklärung angebracht: «Jo wird ohnehin nicht bei mir einziehen.» Schamloses Gelächter aller – am lautesten lachte Rob Wallart, der Präsident. Noch immer belustigt sagte er: «Wolf, auf Sie ist doch immer Verlass!»

Das Lachen sollte ihnen vergehen. In dieser ersten Woche des letzten Saisondrittels verloren die Kickers 0:2 zuhause gegen die Aarstel-Blue-Stars. 11 000 Zuschauer verfolgten bei strahlendem Sonnenschein das Desaster. Aarstel schien sich aufs Kontern verlegt zu haben, obwohl wir Experten die Konterstärke dieses Vereins als durchschnittlich einstufen. In der 35. Minute führte dann auch ein Fehler im Abwehrzentrum der Kickers zum 0:1. Zu Beginn der zweiten

Halbzeit überlistete ein einfacher Doppelpass auf dem linken Flügel die gesamte Abwehr. Der Stürmer der Gäste war völlig frei und schoss halbwegs verdattert das 0:2. Nach 46 Spielminuten sah es damit für die Kickers düster aus.

Aarstel entschied, sich auf die Verteidigung der Führung zu konzentrieren. Die Kickers reagierten wieder mal übernervös und verlegten sich auf Fouls statt aufs Fighiten. Jede Menge Unterbrechungen. Unzufriedenes Publikum, ein absolutes Debakel.

Bester Spieler der Kickers: François Rosset, rechter Flügel, erhält in meiner Kritik 3 Sterne.

Schlechtester Spieler: Caspar Salathé, zentrales Mittelfeld, erhält einen halben Stern (das ist ungeniessbar). Meine Leser lieben es, wenn ich Fussballqualität mit Sternen auszeichne.

Anmerkung: Simon Bulk, eben erst aus Skandinavien eingetroffen, kam noch nicht zum Einsatz. Dafür gibt es keinen Stern.

Zweite Runde

Meine Wohnung liegt zentral. Das heisst bei uns nicht mehr als fünfzehn Gehminuten vom Fussballstadion entfernt. Das gefällt Simon Bulk. Letzten Freitag erst angekommen, scheint er sich überhaupt rasch heimisch zu fühlen. Bei seinem ersten Spiel am Samstag sass er auf der Tribüne und strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Ich persönlich weiss nicht, wie ein Honigkuchenpferd strahlt, geschweige denn, was ein solches überhaupt ist (Sprachmemo: im Lexikon nachsehen), aber ich flechte solche Wendungen in meine Artikel ein. Kommt bei den Lesern gut an. Wie übrigens auch meine Kritiken, bei denen ich wie beim Cognac Sterne vergebe.

Spielt ein Spieler das Spiel seines Lebens (spielt Spieler das Spiel seines Lebens, das ist meine Fussballgrammatik), dann erhält er von mir fünf Sterne. Spielt der Spieler schlecht, dann vielleicht einen oder einen halben Stern. Meist liegen die Kickers irgendwo dazwischen. Heute lagen sie alle unter dem Mittelwert. Und trotzdem strahlte Simon Bulk. Das wird ihm bestimmt noch vergehen. Er wird auch nicht wissen, was ein Honigkuchenpferd ist.

Jo sagte doch tatsächlich: «Der Kerl ist eigentlich doch ganz nett.» Das war am Abend, nachdem wir zum Bowlen waren, Simons erstem Tag in der Stadt, als er etwas von uns entfernt am Tresen stand, um drei Bier zu bestellen.

«Ach, du findest den Nordmann nett?»

Ich war überrascht, weil ich erwartete hatte, Jo würde seine Unzulänglichkeiten abstossend finden. Aber selbst ich muss gestehen, dass Simon nicht ganz der nordische Tram-

pel war, wie ich nach dem ersten Augenschein angenommen hatte. Trotzdem, dieser Akt der Sympathie war mir nicht ganz geheuer: «Meinst du nicht, dass es strafbar sein sollte, mit einem solchen Blondschoopf herumzulaufen?»

«Was hast du denn?»

Jo schüttelte missbilligend den Kopf. Diesen kurzen Moment nahm ich zum Anlass, ihr Haar zu betrachten. Glücklicherweise war es schwarz. Es wäre mir ziemlich peinlich gewesen, feststellen zu müssen, dass sie ebenfalls ein Blondschoopf ist. Ist sie aber nicht. Glück gehabt. Ihr Haar ist schulterlang und schwarz. Immer so gewesen. Seit ich sie kenne jedenfalls. Und das ist doch sicher schon, na ja, eine Zeitlang her.

«Ist das deine Naturfarbe? Schwarz meine ich?»

Ich zeigte dabei auf ihren Kopf.

«Natürlich ist es das.»

Sie schien mir leicht verstimmt. Das kam wohl daher, weil ich beim Bowlen keine Rücksicht auf sie genommen hatte. Normalerweise tue ich das. Ich lasse Jo jedes zweite Spiel gewinnen. Aber der Nordmann war ein guter Bowler, und ich musste mich zusammenehmen, um die Partie nicht zu vergeben. Er durfte Fussball spielen. Aber Bowlen ist meine Domäne.

Nachdem Bulk sich verabschiedet hatte, um in meine Wohnung zurückzukehren, blieben Jo und ich noch auf einen Cognac. Drei Sterne. Mehr lag heute nicht drin. Beim ersten Nippen sagte sie diesen Satz schon wieder: «Der Kerl ist eigentlich doch ganz nett.»

Konnte sie das nicht lassen? Ich hatte ja nichts gegen Simon, ich hatte ihn mir bloss anders vorgestellt. Als einen Fussballer mit Charme und Charisma. Einer, der dem Klub aus der momentanen Misere hilft.

Aber das sind wohl Wunschträume, solche Spieler gibt es nur im Märchen oder in den millionenschweren Klubs.

Vielleicht kann ich ja froh sein, keinen Beckham bei mir logieren zu haben. Die Gefahr, dass Jo solch einem Kerl verfallen könnte, ist doch immerhin nicht ganz von der Hand zu weisen. Solange mir nicht klar ist, was zwischen Jo und mir eigentlich vor sich geht, wäre mir das Risiko dann doch zu hoch.

Wir kennen uns nun schon eine ganze Weile (und ich hoffe inständig, dass sie nie eine blonde Phase gehabt hat, die ich vielleicht nicht richtig wahrgenommen habe), aber wir sind mehr so, wie Freunde sind und unternehmen Dinge (bowlen, ein Bier trinken, an besonderen Tagen einen Cognac, Besuch im Kunstmuseum, wobei mich Jo wohl das nächste Mal nicht dabeihaben will, weil ich nicht verstehen kann, wie einer eine Fläche mit schwarzer Farbe bekleckst und das als die grosse Erleuchtung verkaufen kann). Ja, wir sind Freunde und gehen zusammen aus.

Selten habe ich das Gefühl, dass da noch mehr sein könnte. Letzthin berührten sich zufällig unsere Hände. Wir sahen uns an, sie sagte kurz und leise «oh», wobei meine Hand sofort wieder zurückzuckte, als hätte ich mich gestochen. In einem solchen Moment denke ich, es ist besser, es bleibt alles wie es ist, und wir benehmen uns wie Freunde.

Natürlich sollte es mich dann nicht stören, wenn sie einen Kerl wie den Nordmann als «doch ganz nett» bezeichnet. Tut es aber. Wie kann einer, der so blond und klein und hässlich daherkommt, auch noch nett sein? Das kann er sich doch gar nicht leisten. So einer muss doch ständig für sein Recht kämpfen, da kann eigentlich keine Freundschaft übrigbleiben.

Das sagte ich Jo. Sie fand, ich übertreibe wieder einmal. Wieder einmal. Wie das schon klingt. Als ob ich ständig übertriebe. Beinahe schon eine Anmassung. Leider sagte ich das auch (der mittelmässige Cognac war schuld), so dass

Jo plötzlich gähnte, die Hand vor den Mund hielt und sagte, sie sei hundemüde und müsse dringend ins Bett.

Das war am letzten Freitag. Am Samstag hatten die Kickers im eigenen Stadion gegen Aarstel verloren – wieder einmal. Ich schrieb am Sonntag einen netten sarkastischen Artikel über den glorreichen Start ins letzte Saisondrittel und konnte mir nicht verkneifen, in meinem Schlusswort auf den neuen Mittelstürmer zu verweisen, der die Saison, sollte er je zum Einsatz kommen, noch retten könnte. Ich erwähnte natürlich mit keinem Wort, dass Besagter bei mir zuhause logierte und sich seit drei Tagen aus meinen Kühlschränken bediente.

Nachdem ich den Artikel verfasst und ihn der zuständigen Redakteurin des Tagblattes per E-Mail hatte zukommen lassen, überkam mich der Drang, Jo einen Brief zu schreiben. Seit Freitag hatte ich sie nicht gesehen, zum Spiel am Samstag war sie nicht erschienen, obwohl sie eine Dauerkarte besitzt. Einige etwas poetisch angehauchte Sätze würden sie bestimmt versöhnen.

Was auch immer ich beim Tagblatt mache, meine wahre Bestimmung ist eine andere. Das hatte ich dem Nordmann nebst den Äusserlichkeiten voraus: Es ist immer noch Poesie, die das Herz einer Frau erobert.

Die Woche ging vorbei, ohne dass ich etwas von Jo gehört hätte. Vielleicht hätte ich anrufen sollen, aber ich war die ganze Zeit mit Simon beschäftigt. Zumindest den Brief hätte ich schreiben sollen, irgendwie mochte ich dann doch nicht. Schliesslich sind wir bloss gute Bekannte. Poetische Sätze wären möglicherweise aufdringlich gewesen. Ich will ja nicht ihr Herz erobern, sondern sie zum Einziehen bewegen. Andererseits hatte sich diese Sache inzwischen ja erledigt.

Simon fragte mich die ganze Woche dies und das. Wie kann einer nur so viel fragen? Wo der Bahnhof sei? Will

er wieder verreisen? Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe? Er soll im Restaurant essen. Meine Küche gehört nicht zur Abmachung. Bars in der Stadt? Es gibt in dieser Stadt keine Auswahl an Bars. Und er muss ohnehin schlafen, sein Trainer wird mir die Ohren lang ziehen, wenn ich ihn durch das kleinstädtische Nachtleben schleppe. Ich zeige ihm den Weg zum Trainingsfeld jeden Tag von Neuem und hole ihn dort dann wieder ab. Nicht, dass er das verlangt hätte, aber so habe ich ihn unter Kontrolle. Nicht auszudenken, wenn irgendetwas passiert wäre. Schliesslich bin ich gewissermassen verantwortlich für ihn.

So begleitete ich ihn am Samstag dann auch zum Auswärtsspiel nach Limbach. Wir hätten es bleiben lassen können. Das Spiel ging 4:0 verloren. Obwohl Limbach nun wirklich nicht berühmt ist für seine Sturmspitzen. Und noch weniger für seine Abwehrstärke. Paramythis markierte für Limbach den Führungstreffer in der 39. Minute. Er spazierte einfach durch unsere Abwehrreihen. 4 Minuten später erhöhte Avache mit einem schönen Schuss aus 20 Metern zum Halbzeitstand. In der 2. Spielhälfte waren gerade mal 2 Minuten gespielt, als Hauck auf der rechten Seite die Abwehrmauer umlaufen hatte. Es war wieder Hauck, diesmal über links, der eine Viertelstunde später mit einem herrlichen Volleyschuss zum Endstand abschloss.

Und unsere Jungs? Grímur Gerst im Abwehrzentrum war eine Katastrophe. Ergibt noch einen Stern (weil ich Grímur grundsätzlich mag), keinen Stern kann ich Cosimo Zock geben, der in der 56. Minute Gelbrot sah. Farni im Sturm lief und lief, immerhin noch 2 Sterne, erhielt aber keine brauchbaren Bälle aus dem Mittelfeld. Und wenn er einen erhielt, dann verschoss er ihn kläglich. Paolo Di Ronco, sein Kollege im Mittelfeld, war heute auch kein Held.

Fazit: 2 Spiele, 0 Punkte.

Simon Bulk sass auf der Ersatzbank, spielen durfte er noch nicht.

Nach einer Samstagsrunde beginnt meine Arbeitswoche am Sonntag mit der Berichterstattung über das Spiel vom Vortag. Sonntag ist mein erster Arbeitstag, obwohl ich mir natürlich schon samstags vor, nach und während dem Spiel Notizen machen muss, Interviews führe, Trainer befrage. Sonntagmorgen schreibe ich den Artikel, Spiel- und Stimmungsbericht und nicht zu vergessen meine berühmte berüchtigte Sternenwertung plus einem passenden Sprichwort. Dazu ist mir nach dem gestrigen Spiel gegen Limbach nur «keinen Finger rühren = sich nicht für jmdn. einsetzen, untätig bleiben» eingefallen.

Ohnehin lässt sich diese Woche nicht so gut an wie sonst. Dauernd werde ich gestört. Zuerst Simon: «Wah es man dee Toast oos?», höre ich aus der Küche. Schrecklich, dieser Akzent. Blitzartig lasse ich von meinem Artikel ab, der eigentlich fertig ist und nur noch auf den Versand zur Zeitung wartet, schnelle aus dem Stuhl hoch, stolpere zuerst, starte dann einen rekordverdächtigen Lauf und stehe auch schon in der Küche, bevor Simon etwas anstellen kann. Das Wort «Toast» hatte ich gerade noch heraushören können – und mein Toaster dient momentan als Aufenthaltsort für verpackten Scheibletten-Käse. Natürlich bewahre ich in der Regel verderbliche Lebensmittel im Kühlschrank auf. Gestern war ich jedoch in Eile gewesen, als wir am Nachmittag nach Limbach gefahren sind.

Ich hatte vorher noch rasch einkaufen wollen und nicht damit gerechnet, dass an Samstagen die Schlange vor den Kassen so lang sein würde. Als ich endlich nach Hause kam, stopfte ich die Lebensmittel rasch in den Kühlschrank, wobei ich die im obersten Fach deponierten Yoghurts vom Vortag übersah und die Plastikverpackung zerquetschte,

so dass das durch Gelatine verstärkte Sauer Milchprodukt durch einen Riss in der Hülle nach aussen drängte und nach unten tropfte. Danach hatte der Kühlschrank eine Grundreinigung nötig. Dafür reichte die Zeit nicht mehr. Ich räumte meinen Einkauf aus der Tasche und verteilte eilig die Lebensmittel. Die Milch musste gekühlt werden, sonst hätten wir am Sonntag ein Problem, aber der Käse konnte einen Tag aushalten. Und weil ich ein ordentlicher Mensch bin und die Scheibletten-Käse-Packung etwa so gross ist wie ein dickeres Stück Röstschnee, verstaute ich das Produkt im Toaster, der nur einen halben Meter vom Kühlschrank entfernt steht.

Das alles kommt mir in den Sekunden auf dem Weg von meinem Arbeitszimmer bis zur Küche in den Sinn. Jetzt erkenne ich auch, warum Simon so undeutlich gesprochen hat, das ist nicht sein Akzent, er hat sich bloss in einen Apfel verbissen und versucht sich mit beiden Händen am Hebel des Toasters. Anscheinend ist es Simon nicht schwer gefallen, das Gerät an den Strom anzuschliessen, aber vermutlich hat die Käsepackung den Schacht so verklemmt, dass er nicht mehr nach oben schnellt, sondern, wie es seine Bestimmung vorsieht, den Inhalt röstet. Nun lassen sich bekannterweise verpackte Scheibletten-Käsescheiben weniger gut rösten als ein unverpacktes Stück Brot, so dass bei meinem Eintreffen in der Küche bereits der eigenartige Geruch von Raclette an geschmolzenem Kunststoff auszumachen ist.

Ich reisse den Stecker aus der Dose und den Apfel aus Simons Mund mit der Wirkung, dass aus einem mir nicht einleuchtenden Grund die Schubladen des Toasters nach oben schnellen und die geschmolzene Käse-Plastik-Mischung auf meinem Parkettfußboden landet und aus Simons Mund jetzt die verständlichen Worte kommen: «Was ist denn mit dem Toaster los?»

Ich kann es ihm nicht erklären, obwohl die Sache eigentlich offensichtlich ist, denn in diesem Moment klingelt das Telefon. Der Marketingleiter ist am Apparat, und ich atme erleichtert auf, denn er will mir bestimmt mitteilen, dass für Simon endlich eine passende Unterkunft gefunden wurde.

«Herr Wolf», beginnt der Marketingleiter seine Rede – wobei ich Zeit finde, mir zu überlegen, warum diese Typen auch an Sonntagen arbeiten, aber beim Fussballgeschäft sind die Arbeitszeiten wohl nicht so starr geregelt, auch ich musste mich heute hinter den Bericht klemmen – «Wolf», wiederholt er sich wie immer, obwohl jetzt das «Herr» unter den Tisch fällt, «wie Sie ja wissen, herrscht in unserer Stadt absolute Wohnungsnot. Gerade deshalb wissen wir Ihre Grosszügigkeit wirklich zu schätzen.» An diesem Punkt möchte ich ihn unterbrechen, denn von Grosszügigkeit war nie die Rede gewesen. Da ich mit meinem Artikel meist nur ein Mal pro Woche etwas Geld verdiene (und von einer Festanstellung beim Tagblatt ist momentan auch absolut keine Rede), bin ich nicht undankbar für den kleinen finanziellen Zuschuss, der mir bei Unterbringung eines Spielers doch wohl zusteht. Das war auch der Grund, warum ich Jo gefragt hatte, ob sie bei mir einziehen will. Rein finanzielle Interessen. Obwohl mir Jo trotz ihrer Launen lieber wäre als ein Käse-in-Plastik-schmelzender Nordländer.

Aus genau diesen Gründen gerät meine Gefühlswelt ins Wanken, als mir der Marketingmensch (warum vergesse ich dauernd seinen Namen?) mitteilt, man könne im Moment keine andere Bleibe für Herrn Bulk finden. Einfach unmöglich bei der Wohnungssituation. Und Hotels. Meine Güte. Was das kostet, und erst noch auf unbestimmte Zeit. Da sei er doch bei mir viel besser aufgehoben, mit dieser Nähe zum Stadion und den Trainingsplätzen und dem Familienanschluss, sozusagen.